

Editorial

Fünf Jahre ZTS

Die Zeitschrift für Theoretische Soziologie kann mit dem Erscheinen dieser Ausgabe, mit dem zweiten Heft des Jahres 2017, auf nun fünf Jahre erfolgreicher Arbeit zurückschauen. Für gewöhnlich ist der Takt von Jubiläen auf einen Rhythmus eingestimmt, der frühestens bei einem Jahrzehnt die erste Zäsur setzt. Aber angesichts der Situation auf dem Markt der Printmedien, vor allem im Felde verhältnismäßig stark spezialisierter Fachzeitschriften, kann sich ein halbes Jahrzehnt durchaus sehen lassen. Es bedeutet nicht, zu vieles auszuplaudern, wenn an dieser Stelle von Seiten der Herausgeber daran erinnert wird, dass es 2012 in der eher informellen Zone der Diskussion über eine Zeitschriftengründung nicht wenige Kommentare gab, die trotz wohlwollender Haltung der Initiative wenig Aussichten auf eine nennenswerte Überlebensdauer bescheinigten. Die erste Klippen auf dem Weg vorbei an der Not, das Erscheinen wieder einzustellen zu müssen, sind indessen genommen, nicht zuletzt aufgrund des unerschöpflichen Engagements für die Sache von Seiten des Verlages, ganz besonders von Frank Engelhardt, dem die Herausgeber und Redakteure der ZTS an dieser Stelle ganz herzlich danken möchten.

Dank gebührt ebenso den unermüdlichen, zuverlässigen und ideenreichen Mitarbeitern der Redaktion: Fabian Anicker, Michael Gubo, Peter Isenböck und Jasper Korte, die sich keineswegs auf die ohnehin schon herausfordernde und arbeitsintensive Verwaltung des redaktionellen Austausches mit Autoren, Autorinnen, Gutachtern, Gutachterinnen und mit Verlagen oder auf die technische Bearbeitung von Manuskripten beschränkt haben, sondern die stets an der internen Debatte über thematische Ausrichtungen, über die Auswahl möglicher Diskussionsforen und über die längerfristigen Linien der Agenda der ZTS intensiven Anteil genommen haben. Nach allem, was aktuell intern bei der Arbeit an der ZTS zu beobachten ist, wird dieses Engagement auch in Zukunft so leicht nicht zu entmutigen sein. Und das ist ein Faktor, auf den die Herausgeber nur sehr indirekt einwirken können, auf dessen Wirkungen sie stattdessen immer wieder aufs Neue vielleicht überrascht, bestimmt aber erfreut aufbauen können. Ange deutet werden sollte deshalb durchaus am Rande, dass die ZTS, die sich zum Ziel gesetzt hat, wenigstens hier und da höchst unberechenbare katalytische Effekte innerhalb des Faches zu erzeugen, mit dieser Absicht auf jeden Fall in der internen Diskussionskultur der Redaktion sehr erfolgreich ist.

Getragen wird indessen der Prozess der allmählichen Institutionalisierung einer Fachzeitschrift, der mühsame und langatmige Versuch eines Publikationsorgans, gleich einer hartnäckigen Kletterpflanze ihre Wurzeln Schritt um Schritt in den Steilwänden eines weit gefächerten soziologischen Diskurses zu verankern, in erster und letzter Instanz von der Leserschaft und von den Autoren und Autorinnen. Wir bedanken uns an dieser

Stelle deshalb auch für die langsam aber sicher anschwellende Resonanz beim »Publikum«, die sich einerseits in der Zahl und der Qualität der Einsendungen von Manuskripten, andererseits in der wiederum an Publikationen ermesslichen Wahrnehmung der ZTS in der Fachdiskussion zum Ausdruck bringt.

Die Theoriedebatte geht weiter, und das halbe Jahrzehnt ist Anlass genug, die von Seiten der Herausgeber mit der Einrichtung der ZTS verbundenen Absichten auf ihre Probe an der Wirklichkeit hin zu betrachten. Nicht, dass in der Kürze des Zeitraums der Erscheinung der ZTS und, nicht zu vergessen, einer Reihe von Sonderbänden, auf markante Spuren innerhalb des soziologischen Diskurses zu hoffen wäre, die sich ein einzelnes, am Rande des Spektrums vorerst sachte vibrierendes Forum für Diskussionen zurechnen könnte. Über die Strecke von zehn erschienenen Einzelheften hinweg hat sich jedoch hinreichend Material angesammelt, das es erlaubt, die Ankündigungen vom Herbst 2012 beim Worte zu nehmen: zu den erklärten Selbstverpflichtungen der ZTS gehörten vor allem die Intention zu einer »ökumenischen« Publikationsstrategie und das Bekenntnis, die »relative Autonomie« einer *theoretischen* Soziologie unterstützen zu wollen, die sich zum Ziel setzt, Arbeit an den Grundlagen der Soziologie mit Bemühungen um eine Integration der Soziologie als einer empirischen Disziplin zu koppeln.

Die »Ökumene« changiert natürlich stets zwischen der Möglichkeit, dass hinter Lippenbekenntnissen zur Gleichberechtigung eine latente wirksame Selektivität verborgen am Werke ist, und der Gefahr, dass sich diese Gleichberechtigung zu einem kriterienlosen Nebeneinander ganz unterschiedlicher, dabei »selbstreferentieller«, unverbundener, und wechselseitig indifferenter liturgischer Einzelakte theoretischer Arbeit verdünnt. An welcher Stelle dieses Spektrums sich die ZTS bewegt hat, das müssen Dritte kommentieren. Kaum aber ist wohl zu bestreiten, dass ein sehr vielseitiges Profil von »Ansätzen«, theoretischen und paradigmatischen Positionen, von methodologischen Vorstellungen und sachlichen Perspektiven bisher in der ZTS zum (Aus-)Druck gekommen ist (und das wird auch so bleiben). Das Problem einer Theoriezeitschrift bestand und besteht im vorliegenden Falle also weniger darin, ausgehend von einer entschieden vorausgesetzten, *partikularen* Doktrin Einseitigkeiten des Programms und Exklusionen von Beiträgen bereits redaktionell vorprogrammiert zu haben, eher stellt sich die Frage, ob es bei einem (vielleicht noch immer nicht erreichten) Optimum an Offenheit gegenüber heterogenen Zugängen zu *Fragen der Theorie* überhaupt gelingen kann, einen Katalog an solchen Fragen der Theorie selbst aus der drohenden Beliebigkeit, der eine rein passive redaktionelle Haltung zuarbeiten würde, heraus zu heben. Was, so lautet die Frage also, sind überhaupt relevante Fragen der Theorie, wenn der hohe Grad an Heterogenität aktuell verfolgter Theorieperspektiven im Fach wie das enorme Maß an disziplinärer Segmentierung durchschlagen auf die Frage, wie man die Frage nach den dringenden Fragen der Theorie stellen müsse? Wenn die Sache, die Theoriedebatte, die in ihren selbstreferentiellen Schleifen (Theorien definieren selbst ihre »relevanten« Fragen) verfangen ist, in *Bewegung* gehalten werden muss, dann werden Unbeweglichkeiten im wechselseitigen Verhältnis der Theorien untereinander zu einem Problem. Nicht aber einfach, weil »Beweglichkeit« ein unzweifelhaftes Gut wäre, sondern eher weil die Bereitschaft, den »ökumenischen« Diskurs zu pflegen, nicht *alles* zur Disposition stellen kann, sofern die

Diskussionsbereitschaft selbst, gestützt durch ein gewisses, aber kaum eindeutig zu definierendes, Maß an theoretischer »Dezentrierung«, zu den »Errungenschaften«, womöglich zu den »Standards« einer Diskussionskultur gezählt werden müssten, an denn nun nicht alles wieder in Bewegung versetzt werden kann.

Gerade wenn eine redaktionelle Grund-Attitüde von der Unmöglichkeit der Homogenisierung, z.B. der »einheitswissenschaftlich« normierten Konvergenz rekurrent vielseitiger Theorien ausgeht, dann führt die Bereitschaft, auch solchen Stimmen einen Darstellungsraum zu geben, die es mit dem Imperativ der Vereinheitlichung radikal anders, nämlich durchaus affirmativ, halten, leicht in die Aporie: so wie sich liberale Theorien des Multikulturalismus fragen lassen müssen, wie sie es mit »illiberalen« »Kulturen« halten, so muss sich die Theoriediskussion in einer gewissen Metaperspektive (die eine ihrer institutionellen Ausprägungen in der redaktionellen Tätigkeit findet) damit auseinandersetzen, wie sie »assimilierenden« Theorie-Optionen begegnet, die prima facie dem Anspruch, dem Gespräch über Paradigmen-Grenzen hinweg auf die Sprünge zu helfen, entgegenstehen, so sie solche Grenzen nicht als Symptom einer unhintergehbaren Ausdifferenzierung werten, sondern als Beleg für den (durch die »anderen« Theorien konstituierten) Verfall des Faches auslegen. Auch damit kann man leben, und die vielen Diskussions-»Foren«, ebenso die mittlerweile erfreulich gut etablierte Reihe an Sonderbänden der ZTS (weitere Bände sind in der Bearbeitung), zeigen – jedenfalls in unserer Wahrnehmung – dass die Steigerung der Bereitschaft, neben den jeweils eigenen auf die Theorie bezogenen, eingespielten Betriebsroutinen in entsprechenden Gelegenheitsstrukturen sich auf Alternativen einzulassen, durchaus Chancen hat. Zwar finden also im Rahmen der ZTS auch Vorstöße zu *vereinheitlichenden* Theorieprogrammen einen Austragungsort (zu erinnern ist z.B. an die Vorlage Uwe Schimanks zu einem »integrativen« Theorieprogramm, ZTS, Heft 2, 2015), aber allein das *Format*, den der Mikroauschnitt der Fach-Debatte in der ZTS beispielsweise durch die Struktur der »Foren« erhält, sorgt sogleich dafür, dass die »Schließung« der theoretischen Figur im Medium der wechselseitigen Stellungnahme aus unterschiedlichsten Richtungen mit einer »Wieder-Öffnung« beantwortet wird, womit pars pro toto der Etablierung von Heterogenität im Fach wieder die Reverenz erweisen bleibt. Man darf also hoffen, dass die bisherige Choreographie der Diskussionen in der ZTS einem produktiven Kurs zwischen der Scylla des Dogmatismus und der Charybdis der notorischen Beliebigkeit zuarbeitet und dabei ein gewisses Maß an Präzision des Argumentes mindestens nicht ausschließt.

Die Herausgeber der ZTS sind in dieser Hinsicht von ihrem für die redaktionelle Arbeit konstitutiven Zweckoptimismus jedenfalls durchaus noch nicht geheilt. Sie müssen aber an dieser Stelle einräumen, dass es sicher hinreichend Raum für Kritik gibt, mindestens was die drohende Gefahr betrifft, zwischen den »ökumenischen« Spielregeln wenig Luft für die Konzentration auf so etwas wie eine *verbindliche Agenda* der soziologischen Theoriedebatte gelassen zu haben. Wer also dem bisherigen Profil der ZTS ein Übermaß an Heterogenität, vielleicht einen Mangel an »Linie«, vorwerfen wollte, der oder die würde womöglich fündig, müsste aber sogleich in die Diskussion darüber eintreten, woher denn die Kriterien für die profilstarke Zeichnung einer solchen Linie bezogen werden könnten, ohne dass dabei eine *partikuläre* Option zu Unrecht der Status des archime-

dischen Punktes okkupieren würde. Die ZTS muss also weiterhin riskieren, im Zweifelsfall der »Toleranz« einen höheren Stellenwert als der »endgültigen Klärung« zentraler Fragen einzuräumen.

Aber das ist noch kein Programm: Toleranz ist ein hoher Wert, aber eben nur ein »Wert«, soll sagen: eine durchaus ehrenwerte Verdichtung von wesentlich *konkreteren* Maximen zu einem in seinen praktischen Konsequenzen ganz unklaren Platzhalter-Wort. Es muss inmitten des Betriebs, in der Alltagskommunikation wie in der Theorie-diskussion einer Zeitschrift am jeweiligen Fall entlang und auf schwankendem hermeneutischem Boden entschieden werden, was »Toleranz« hier und jetzt bedeuten könnte. Da die ZTS hier keine Schiedsrichterposition beanspruchen oder gar ausüben kann und will, weil es – anders gesagt – dem »ökumenischen« Prinzip entspricht, dass die ZTS *keine Theorie vertritt*, sondern *den vielen Theorien* ein Forum geben soll, liegt die Antwort auf die Aporie der affirmierten Heterogenität (»anything goes«, aber genau *dann* geht eben nicht alles) wie immer nicht im Bereich der artikulierbaren Kriterien, sondern im *praktischen* Bereich des »Weitermachens«. Dabei wird die redaktionelle Einzelentscheidung, werden Kontingenzen bei der Akquise von Beiträgen und Gutachten, werden schließlich die von den Autorinnen und Autoren gewählten argumentativen Optionen nicht immer die *optimale* Ausgewogenheit ausagieren. Entscheidend dabei aber ist, dass stets auf eventuelle Engführungen wieder *aufs Neue reagiert* werden kann, und darin liegt – im Sinne redaktioneller Maximen – eine verbindliche Verfahrensnorm der ZTS: dass jede Stellungnahme, die ihren Weg in die Hefte der ZTS gefunden hat, durch die aktive Bereitschaft der Redaktion, Resonanzen einen Platz zu geben, immer nur das vorläufig »vorletzte« Wort hat. Und dann kann es eben weitergehen: kann die »Ökumene«, jenseits petrifizierter wechselseitiger Indifferenz, zu einem ernsthaften Streit mit immer offenem Ende gesteigert werden. Insofern ist die ZTS kein Forum des »Theorienvergleichs«, sondern eine Arena gesteigerter Übersetzungsbemühungen ohne Aussicht auf Erlösung.¹

So wie die Übersetzung zwischen den Theorien bei der Diagnose der »Inkommensurabilität« zwischen den Vokabularen und Methoden, den Kriterien und Gegenstandsvorentwürfen *beginnen*, dann aber mit Hinweis auf die Faktizität wechselseitiger Resonanzen auf die performative Ebene *wechseln* müsste und hier zur Unterstellung einer Art impliziter, praktisch *ausagierte* (vielleicht aber explizit nicht einholbarer) »Kommensurierung« gezwungen würde, so kann die ZTS aus der Paradoxie zwischen »Offenheit« und »Verbindlichkeit« nur in die Performanz übergehen (ohne sich dadurch auf »Praxeologie« festzulegen), und das heißt, die Diskussion so weiter führen, dass in ihr eher *mehr* Platz für die rekursive Bezugnahme auf diese Diskussion selbst zur Verfügung gestellt wird. Ironischerweise ist *dieser* Übergang in die Praxis als Reaktion auf die Aporie der »Ökumene« – trotz performativer Dimension – dann wenn es um die Theorien geht, ein verbindlicher Wechsel auf noch *mehr Abstraktion* und auf noch *stärkerer Selbstreferenz*. Hinreichend weit entfernt davon, die Dimension *empirische* Referenz und Bewährung theoretischer Soziologie zu vernachlässigen, sehen sich die Herausgeber der ZTS in

1 Passend zur Jubiläumsausgabe diskutiert S. A. Schüle in im Forum dieses Heftes die Frage, ob »Multiparadigmatik« eine gefährliche Krankheit sei.

ihrer Tendenz bestätigt, dem *prima facie* von den »Daten« teil-entkoppelten Theoretisieren einen Primat einzuräumen: es muss innerhalb des Faches, im Rahmen einer diskursiven Ausdifferenzierung deutlich voneinander abgegrenzter diskursiver Stile, gestattet sein, ein zunächst von außen undurchdringliches und streckenweise auf sich selbst bezogenes Sprachspiel voll konzeptueller und propositionaler Abstrakta zu führen.

Die zweite, zu Beginn des Erscheinens der Zeitschrift ausgesprochene, Selbstbindung der ZTS: die Beförderung einer gewissen *Autonomie* der »theoretischen Soziologie« ergibt sich aus dem »ökumenischen« Programm also »wie von selbst«. Gleichwohl ist die Neigung, einer im Vergleich zu manchen empirischen Analysen verselbständigten Grundlagendiskussion Platz zu verschaffen, keine Verlegenheitslösung, die einer Theoriezeitschrift die gesonderte Zuständigkeit hinzuerfinden soll, sondern sie bezieht ihre Anlässe – wie es bereits vor fünf Jahren angedeutet wurde – aus der Lage der Soziologie selbst. Daran hat sich nicht viel geändert, dass eine im Horizont veränderter gesellschaftlicher Erwartungen an die Soziologie wie intradisziplinärer Positionierungskämpfe unter Druck geratene »relative Autonomie« des *theoretischen* Diskurses Unterstützung gebrauchen kann. Keine der angedeuteten Entwicklungen wird wohl als direkte *Widerlegung* der Einschätzung zu lesen sein, dass eine theoretisch selbstreflexive Soziologie im Lichte externer, aber hoch wirksamer Forderungen »(...) nützlich und im Sinne der Vorbedingung für diese Nützlichkeit vor allem unmittelbar verständlich sein (...)« soll (Editorial, ZTS, Heft 1 2012, S. 3).

An entsprechenden Tendenzen, die Soziologie zurück zu versenken in den Status von wissenschaftlichen Disziplinen, deren Existenzrecht und Ressourcenausstattung direkt abhängig gemacht sind von einem nicht durch sie selbst definierten »Ertrag«, ändert eine Zeitschrift mit sehr begrenztem Wirkungsradius ganz sicher nichts. Aber wo Gefahr ist, wächst das Rettende ja auch, sofern im wenig beachteten Innenraum jener aus historischen Gründen noch immer gewährleisteten Nischen des Fachdiskurses das Interesse an der Sache lebendig gehalten werden kann. Letzen Endes ist die Bewirtschaftung eines grundlagenwissenschaftlichen, vorzüglich: »theoretischen« Bezirkes innerhalb eines pragmatisch herausgeforderten Faches dann ja doch auch dem *gesellschaftlichen* »Nutzen« der Soziologie zuträglich. Und es könnte sich ja einmal doch herum gesprochen haben, was auch die Herausgeber der ZTS vor fünf Jahren vermuteten: »Es dient und nützt einem seinerseits langfristig ertragreichen und darin »nützlichen« theoretischen Diskurs jedoch erst solch eine »Arbeit am Begriff«, die sich wenigstens über teilautonome Strecken der internen Diskussion freimacht von alltäglichen wie spezifisch wissenschaftsexternen Verwendungszusammenhängen« (Editorial, ZTS, Heft 1 2012, S. 4). Davon ist – nach gegenwärtiger Einschätzung von Seiten der Herausgeber der ZTS – eigentlich erst einmal nichts zurückzunehmen. Nicht nur gegen eine *übermäßige*, die Leistungen des Faches langfristig untergrabende, soziale Verzweckung der Soziologie, sondern auch in Gegenrichtung, z.B. gegen Heidegger kann die Arbeit an der »Theoretischen Soziologie« einigermaßen trotzig behaupten: die Soziologie als Wissenschaft »denkt doch«! Wenn die ZTS diesem zarten Beharrungsvermögen einer vielseitigen und großartigen Fachdisziplin in den vergangenen fünf Jahren durch die in dieser Zeit erschienen Hefte und Sonderbände wenigstens nicht im Wege stand, vielleicht sogar sichtbar ein wenig für diese

Beharrlichkeit eingestanden ist, dann können wir zufrieden sein. Wir hoffen, dass hinreichend viele Leser und Leserinnen, Autoren und Autorinnen sowie ganz allgemeine die hoch geschätzte Fachöffentlichkeit bisher und in der Zukunft diese Zufriedenheit trotz aller berechtigten Verbesserungs-Wünsche teilen; wir bedanken uns dafür und reagieren – wie es hier skizzenhaft begründet wurde – damit, dass wir – was sonst? – »weitermachen«.

Joachim Renn/Rainer Schützeichel
Münster/Bielefeld, im September 2017